

**Warschauer Studien zur
Kultur- und Literaturwissenschaft**

Herausgegeben von Karol Sauerland

Band 5

 PETER LANG
EDITION

Joanna Flinik / Barbara Widawska (Hrsg.)

Identität und Alterität

 PETER LANG
EDITION

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Diese Publikation wurde gefördert
von der Pommerschen Akademie in Stupsk

Rezensiert von:
Prof. Dorota Sośnicka, Uniwersytet Szczeciński (Stettin, Polen)
Prof. Hans Rindisbacher, Pomona College Claremont (USA)

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.

ISSN 2191-1886
ISBN 978-3-631-64746-2 (Print)
E-ISBN 978-3-653-04403-4 (E-Book)
DOI 10.3726/978-3-653-04403-4

© Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2014
Alle Rechte vorbehalten.

Peter Lang Edition ist ein Imprint der Peter Lang GmbH.

Peter Lang – Frankfurt am Main · Bern · Bruxelles · New York ·
Oxford · Warszawa · Wien

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Diese Publikation wurde begutachtet.

www.peterlang.com

Inhaltsverzeichnis

Identität und Alterität aus literatur- und kulturgeschichtlicher Sicht.....	7
<i>Karol Sauerland</i> Identitätssuche – in welchem Augenblick?	17
Identität damals und heute – Konzepte, Konstrukte, Konstellationen	
<i>Anna Chiarloni</i> Fragen nach der kulturellen Identität des europäischen Bürgers.....	27
<i>Anna Sawko von Massow</i> Gorki 1968 – Literarhistorische Rekonstruktion eines Schriftstellertreffens im Zeichen des Kalten Krieges.....	43
<i>Jolanta Szafarz</i> Räumliche Verortung als kulturelles Identitätskonstrukt in der Frühen Neuzeit.....	59
Symbole der nationalen und kulturellen Identität	
<i>Astrid Henning</i> „Ich möchte werden wie Heine, ein tapferer Soldat im Befreiungskampfe“. Heinrich Heine als nationales Identifizierungssymbol im Literaturunterricht	75
<i>Barbara Widawska</i> Erinnerungsorte als Symbole nationaler Identität. Der letzte deutsche Kaiser als negativer Erinnerungsort der Polen.....	91
<i>Katarzyna Szczerbowska-Prusevicius</i> Identitätskonstruktionen in fiktionalen Mozart-Biographien und anderen Mozart-Romanen	107

In szenierungen der Identität als Alteritätsdiskurs

Klaus Hammer

Der Mensch, geworfen zwischen Himmel und Erde.

Identität und Fremdheit im Werk Ernst Barlachs..... 129

Marta Ratajczak

Zur Rhetorik der Identität in den Sciencefiction Romanen von Charlotte Kerner am Beispiel von *Blueprint. Blaupause* (1999) und *Kopflös. Der Roman um ein wissenschaftliches Experiment* (2008).....

149

Aglaia Blioumi

Identität im Gehäuse der Sprache. Konfigurationen

literarischer Übersetzung in Werken Yoko Tawadas 161

Identität und Heimatbewusstsein

Katarzyna Nowakowska

„Altgedachtes und Neugeträumtes“.

Monika Taubitz auf der Suche nach der alten-neuen Heimat 177

Katarzyna Zięba-Podleski

Die Identität und das Konzept der Kleinen Heimat in der

Gleiwitzer Tetralogie von Horst Bienek 189

Gerda Nogał

Zu funktionalen und speichernden Gedächtnisaspekten

in Eberhard Hilschers *Die Weltzeituhr* (1987) und

Schwiebuser Geschichten (2002)..... 205

Monika Hernik-Młodzianowska

Stereotype Bilder des Nachbarn vs. Europa ohne Grenzen in Texten

junger polnischer, deutscher und deutsch-polnischer Autoren..... 219

Über die Autoren..... 231

Identität und Alterität aus literatur- und kulturgeschichtlicher Sicht

Der Leitgedanke der vorliegenden Publikation ist die komplexe Frage nach der nationalen, kulturellen und persönlichen Identität. Welche Identitätsmodelle werden angeboten? Wie bildet sich Identität im Spannungsfeld des Anderen und inwiefern ist das Andere bei der Herauskristallisierung der Identität notwendig? Unser Interesse zielt auf die exemplarische Untersuchung einzelner Fragestellungen zu Identität und Alterität. Es geht hier um eine Erforschung der Wechselbeziehung, die sich sowohl in der Wahrnehmung von Fremdheit bzw. Anderssein manifestiert als auch von Strategien der individuellen bzw. kollektiven Selbstbestimmung beeinflusst wird.

Das breite Spektrum der Themen, die in der vorliegenden Publikation zur Sprache gebracht werden, zeigt, dass die Frage nach der Identität und den Faktoren, welche die Identitätsbildung unterstützen oder behindern, auf dem europäischen Kontinent von Bedeutung ist. Die politischen und strukturellen Umwandlungsprozesse im gegenwärtigen Europa weisen darauf hin, dass das Individuum sich stets in einer instabilen Zone der Inter- bzw. Transkulturalität befindet und sich gezwungen sieht, sich in Grenzbereichen zu definieren (deutsch-polnische Begegnungsräume, Migration), oder alte Mythen in Frage zu stellen und diese neu zu konzeptualisieren (Vergangenheitsbewältigung, nationale Symbole und Mythen in Kunst, Literatur, Musik und Geschichte). Das verweist darauf, dass die Kategorien Identität und Alterität dynamische, stets veränderbare Größen darstellen. Dieser Dynamik von Identitätskonstruktionen trägt die vorliegende Publikation Rechnung. Dem ostmitteleuropäischen Raum wird dabei besondere Beachtung geschenkt.

Wie das Problem der Identität selbst, sind die Themen dieses Buchs nicht einheitlich konzipiert und weder zeitlich und noch räumlich eingeschränkt, um damit ein Plädoyer zum Dialog und zu weiteren Forschungen zu ermöglichen. Identität ist ein Selbstbestimmungsprozess, ein *work in progress*, eine sich stets veränderbare Größe, die besonders in Krisensituationen, sei es politisch, sei es wirtschaftlich, als eine defizitäre Ware erscheint oder in Frage gestellt wird. Man kann mit **Karol Sauerland** fragen, was also an der Identität wahrheitsgetreu ist, wenn die Wahrheit selbst ein mit der jeweiligen Situation verbundener und von Vorstellungen und Normen besetzter Raum ist. Wie ehrlich verhält sich

Selbstseins des Protagonisten.³⁹ Die Bedeutung der Erinnerungen im Prozess der Identitätsbildung der Hauptfigur ist am Beispiel der zitierten Stelle nicht zu unterschätzen: Von ihrer Intensität und dem Bewusstseinsgrad bei ihrer Herausbildung hängt eben die Tatsache ab, inwieweit sie Jorge als Individuum formen werden und inwieweit sie dabei behilflich sein können, sein Leben narrativ zu integrieren, seine einheitliche Lebensgeschichte zu bilden. Der Protagonist ist ein Beispiel dafür, dass die Identität nicht von der körperlichen Kontinuität, sondern von der Stetigkeit der mentalen Zustände des Subjekts abhängig ist.⁴⁰ Mit anderen Worten: Sie ist, so Aleida Assmann, ein reflexives Selbstverhältnis.⁴¹

Resümee

Es sei abschließend herausgestellt: Charlotte Kerner stellt in ihren beiden Romanen, die sich im Zentrum des vorliegenden Beitrags befinden, Themen wie Transplantations- und Reproduktionsmedizin zur Diskussion. Somit verfolgt sie in ihnen das Ziel, ihr Lesepublikum „auf die Konsequenzen wissenschaftlichen Forschens ohne ethische Grenzen aufmerksam zu machen, [es] wach zu rütteln und zur Diskussion aufzufordern“.⁴² Die Protagonisten der analysierten Texte werden dazu gezwungen, unter außergewöhnlichen, extremen Bedingungen ihre Identität zu suchen. In beiden Romanen dominieren bei der Figurengestaltung die Darstellung der Innenwelt, die Reflexionen, die psychischen Konflikte und nicht das Agieren der Protagonisten in einer sozialen Gemeinschaft. Die Extremsituationen, die mit den Auswirkungen der medizinischen Experimente auf die Individuen zusammenhängen, bilden lediglich den Ausgangspunkt, den Anlass dazu, die Komplexität der inneren Vorgänge der Hauptfiguren literarisch zu inszenieren. Deswegen kann man annehmen, dass beide Texte eine Art Psychogramm ihrer Protagonisten darstellen. In beiden Fällen erweist es sich, dass die personale Identität im Laufe des narrativen Prozesses erfolgreich rekonstruiert werden kann, was mit Ricoeurs Theorie der Dualität, d.h. der Doppelstruktur der Identität übereinstimmt. Der Prozess der Identitätssuche der beiden Hauptfiguren basiert auf der Fähigkeit ihres Erinnerungsvermögens und des Selbstbewusstseins und ist ein reflexives Selbstverhältnis. Die Instabilität und Subjektivität dieser Identitätssuche werden in den beiden Romanen ausdrücklich betont.

39 Paul Ricoeur: *O sobie samym jako innym*. Warszawa: PWN 2003, S. 50.

40 Józef Brehmer: *Osoba – fikcja czy rzeczywistość? Tożsamość i jedność Ja w świetle badań neurologicznych*. Kraków: Aureus 2008, S. 25f.

41 Aleida Assmann: *Der lange Schatten* (wie Anm. 11), S. 139.

42 Günter Lange: *Charlotte Kerner's Jugendromane* (wie Anm. 2), S. VII.

Aglaia Blioumi

Identität im Gehäuse der Sprache. Konfigurationen literarischer Übersetzung in Werken Yoko Tawadas

Die Zeiten, in denen die Literatur von Autoren nicht deutscher Herkunft als Gastarbeiter- und Betroffenheitsliteratur oder Ausländerliteratur, Minderheitenliteratur, Literatur mit dem Motiv der Fremde u.a. bezeichnet wurde, scheinen längst vorbei zu sein. Statt dessen ist die Rede von einer selbstbewussten Literatur, die nicht nur von Autoren produziert wird, die aus klassischen Gastarbeiterländern stammen, sondern auch aus dem asiatischen, afrikanischen, arabischen und osteuropäischen Kulturraum und einen Platz in der ‚neuen Weltliteratur‘ beanspruchen.¹

Die deutschsprachige Autorin japanischer Herkunft Yoko Tawada ist eine solche Autorin. Tawadas literarisches Werk ist ein eklatantes Beispiel für interkulturelle Konfigurationen auf der Ausdrucks- und der inhaltlichen Ebene. Kritik gegenüber einem statischen Kulturbegriff, semantische Interferenzen, das interkulturelle Zusammenspiel der japanischen und deutschen Sprache, der Vergleich festgefahrener Kulturvorstellungen in beiden Ländern sowie die Präferenz für kulturelle Hybridisierungsprozesse sind nur einige Elemente, die ihrem Werk einen Platz im Horizont der avangardierten Migrationsliteratur zukommen lassen.

Im vorliegenden Beitrag werde ich den Fokus auf die literarische Essaysammlung *Talisman*² und die spätere *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*³ legen, da im Rahmen des Interkulturalitätsdiskurses durch die Gegenüberstellung beider Texte der rote Faden literarisierter poetologischer Sprachreflexionen verfolgt werden kann. Dabei ist bereits hier anzumerken, dass im späteren Werk die Sprachreflexionen in eine stärker kulturvermittelnde Richtung entfaltet werden, da durch den expressiven Charakter der Schreibhaltung die Ich-Erzählerin

1 Vgl. Elke Sturm-Trigonakis: *Global playing in der Literatur. Ein Versuch über die Neue Weltliteratur*. Würzburg: Königshausen und Neumann 2007.

2 Yoko Tawada: *Talisman*. Tübingen: konkursbuch 1997. Im Beitrag werden die Zitate aus dem Werk mit der Abkürzung „T“ und Angabe der Seitenzahl markiert.

3 Yoko Tawada: *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*. Tübingen: konkursbuch 2007. Im Beitrag werden die Zitate aus dem Werk mit der Abkürzung „SP“ und Angabe der Seitenzahl markiert.

als Protagonistin bzw. Übersetzerin vermehrt in die Narration involviert wird. Interkulturelle Sprachreflexionen sind zweifelsohne eine semiotische Herausforderung, zumal sich auf der Oberflächenebene die interkulturelle „materiale Gestalt von Zeichen“ beschreiben lässt und „Prozesse der Bedeutungszuweisung präziser erfasst werden“.⁴ Folglich wird die Trias ‚Zeichen-Kultur-Übersetzung‘ untersucht bzw. Desemantisierungsprozessen nachgegangen, die aufgrund des ‚Dialogs‘ zwischen den beiden Sprachen und Kulturen entstehen. Den Untersuchungen liegt die These zugrunde, dass das literarisch-essayistische Schreiben Tawadas selbst dort zum Dritten Ort der kulturellen Überlappungen wird, wo deren Übersetzungen eingehend beschrieben und performiert werden.

1. Antiautoritäre Theorie wider eine Sprachpolizei

Tawada entfaltet eine eigene Sprachtheorie, die durch die Auflösung der Zuordnungen von Signifikant und Signifikat neue Sinnhorizonte eröffnet. Mehrsprachigkeit wird nicht mit Hilfe einer anderen Sprache erreicht, sondern durch die Konstruktion neuer Signifikate. Dies werde ich im Folgenden anhand ausgewählter Textstellen zu demonstrieren versuchen.

Das sprachtheoretische Konzept wird im *Talisman* von der Ich-Erzählerin im Zuge der Narration ausdrücklich erläutert. So heißt es:

Genauso interessant ist es, einen Betrachter zu spielen, der aus einer fiktiven Kultur kommt. Wie würde er ‚unsere‘ Welt beschreiben? Das ist der Versuch der fiktiven Ethnologie, in der nicht das Beschriebene, sondern der Beschreibende fiktiv ist. (T, S. 24)

Aus der Aussage geht hervor, dass ein Perspektivenwechsel versucht wird. Konkret wird dies im ganzen Buch durch den Blick der fremden Ethnologin bewerkstelligt. Mit ihrem naiven Blick, „der ein Nicht-Wissen vorgibt und dabei wesentliche Kontexte und Normen der wahrgenommenen Umwelt ausblendet, beobachtet eine als ‚Japanerin‘ markierte Ich-Erzählerin ihre soziale Umgebung, und zwar nicht nur Deutschland und Europa, sondern von Europa ausgehend auch Japan.“⁵ Es wird ein pluralistisches Denken gebilligt, das nicht Kulturaustausch durch die Gegenüberstellung der Diversität, des Fremden und des Eigenen erreichen möchte, sondern das Differentiale als integralen Bestandteil innerhalb

4 Vgl. Ralf Klausnitzer: *Literaturwissenschaft. Begriffe – Verfahren – Arbeitstechniken*. Berlin: Walter de Gruyter 2004, S. 11.

5 Vgl. Andrea Krauß: ‚Talisman‘, ‚Tawadische Sprachtheorie‘. In: *Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten*. Hrsg. v. Aglaia Blioumi, München: iudicium Verlag 2002, S. 55–77, hier S. 67.

des Eigenen begreift. Dies rückt den Text unverkennbar ins postkolonialistische Licht der Definition von Hybridität, zumal die Präsenz des Anderen zur Neudefinition oder zur Definition des Eigenen führt.⁶ Die literarisierten Beschreibungen verhalten sich subversiv gegenüber essentialistischen Kulturauffassungen, da sich auf der Signifikatenebene, wie im Weiteren gezeigt wird, gerade wegen der Polyperspektivik mehrdeutige symbolische Formen eröffnen.

1.1 Reflexionen auf lexikalisch-morphologischer Ebene

Die fiktive Ethnologie schlägt sich sogar im einzelnen Ausdruck nieder:

Kirke verwandelt Männer in Schweine. Vielleicht handelt es sich hier um einen Traumtext. Schwein-Haben und Schwein-Sein. [...] Kirke sagt zu einem Mann, du bist dreckig, du bist ein Schwein, und schon verwandelt er sich in ein Schwein. Kirke sagt, jetzt besitze ich einen Mann, ich habe Schwein gehabt, und schon verwandelt er sich in ein Schwein. Keiner weiß mehr genau, wie ein Schwein wirklich aussieht, weil das Wort Schwein zu oft benutzt wird. Ohne die Verdrängung des Bildes funktioniert keine Redewendung. [...] (T, S. 92)

Der Darstellungsmodus der fiktiven Ethnologin manifestiert sich in diesem Fall in der Aufhebung des positiven Signifikanten „Schwein-Haben“. Der metaphorische Gebrauch von „Schwein-Haben“ wird durch die Protagonistin dadurch getilgt, dass der symbolische Kontext ausgeblendet wird und die lexikalisch-denotative Wortbedeutung wortwörtlich genommen wird. Deshalb wird betont: „Keiner weiß mehr genau, wie ein Schwein wirklich aussieht, weil das Wort Schwein zu oft benutzt wird“ (T, 92). Dies ist eine klare Aussage darüber, wie das kollektive Gedächtnis tiefenstrukturell bedingt ist, da sprachliche Konventionen bei den Sprechern einer Sprache dermaßen tief verankert sind, dass die Redewendungen ohne die Verdrängung der denotativen Ebene nicht funktionieren. Die sprachtheoretische Reflexion der fiktiven Ethnologin wird an dieser Stelle anhand eines analytischen Darstellungsmodus von der Warte der fremdkulturellen Ebene betrieben, denn man sollte nicht vergessen, dass es sich um eine als Japanerin gekennzeichnete Ich-Erzählerin handelt. Durch ihren fremden Blick wird analytisch das Funktionieren der deutschen Sprache

6 Werner Suppanz: *Transfer, Zirkulation, Blockierung. Überlegungen zum kulturellen Transfer als Überschreiten signifikatorischer Grenzen*. In: *Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kultureller Transfers*. Hrsg. v. Celestini Federico u. Mitterbauer Helga, Tübingen: Stauffenburg 2003, S. 21–36, hier S. 23.

dargelegt.⁷ Mit anderen Worten, es wird eine Mehrfachkodierung vorgenommen, die die Vorstellungen der Äquivalenzen zwischen Signifikanten und Signifikaten untergräbt und stattdessen Sinn und Bedeutung als kontextabhängig erscheinen lässt. Treffend kommt Krauß zum Schluss, dass bei Tawada gerade, weil Deutsch die Fremdsprache ist, der Körper der fremden Sprache, also ihre Materialität, zum Vorschein tritt.⁸

Dieses ‚Sezieren‘ der deutschen Sprache geschieht an vielen Stellen von *Talisman*. So steht die Ich-Erzählerin an anderer Stelle vor einem Rätsel, das sich hinter der Brezel verbirgt. Das heißt, dass die fremdkulturelle Protagonistin das kulturspezifische Produkt ‚Brezel‘ nicht kennt und es deshalb anhand seiner lexikalisch-morphologischen Beschaffenheit erkunden möchte. In der Einheit ‚Brezel‘ erkennt sie nun ein „B-rätsel“ (T, S. 29) und konstatiert, dass wahrscheinlich die Brezel etwas Schönes in der Geheimsprache des Bäckers sei. Unverkennbar lockert der ‚naive Blick‘ der Ethnologin die festgefahrene Einheit zwischen Signifikant und Signifikat und lenkt die Aufmerksamkeit auf die horizontale, lexikalische Sinnachse, um mit ihrer Hilfe an der Tiefenstruktur des fremden Kulturprodukts zu rütteln. Dadurch bringt sie aber die für den deutschsprachigen Leser selbstverständliche Einheit zwischen Wort und Bedeutung ins Schwanken und demonstriert neue Interpretationen. Der Gewinn für den deutschen Leser besteht letztendlich darin, dass er durch die sprachlichen Reflexionen der fremden Ethnologin neue Sinnhorizonte erschließen kann. Gerade diese neuen Sinnhorizonte performieren m. E. den kulturellen Transfer, denn über die Vermittlungsinstanz Literatur wird ein statischer Kulturbegriff aufgegeben und stattdessen die Labilität der sprachlich-kulturellen Zeichen, ergo die Genese neuer Zeichen zu neuen Ausdrucksformen aufgrund des Kontextwechsels⁹ vor Augen geführt.

Abschließend konstatiert Boog treffend, dass Tawadas Literatur, inhaltlich und formal, die Qualität des „Geheimnisses“ bekommt, wobei sowohl die

7 Für eine hermeneutische Interpretation siehe: Μπλιούμη, Αγλαΐα: *Από τη μετανάστευση στο διαπολιτισμό. Όψεις γερμανικού πολιτισμού -γερμανόφωνης μεταναστευτικής λογοτεχνίας*. Θεσσαλονίκη: Κορηγία Σφακιανάκη& Έκδοση του Εργαστηρίου Συγκριτικής Γραμματολογίας Α.Π.Θ.: 2010, S. 184.

8 Krauß belegt diese These anhand einer Reihe grammatikalischer Regelverstöße, die Tawada im Zuge ihrer Sprachreflexionen ‚diskutiert‘. Vgl. Krauß: ‚Talisman‘ (wie Anm. 5), hier S. 66.

9 Zur Kontextabhängigkeit von Bedeutungszuweisungen siehe auch: Monika Holzer-Kernbichler: *Das Konzept des kulturellen Transfers aus kunsthistorischer Sicht*. In: *Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kultureller Transfers*. Hrsg. v. Celestini Federico u. Mitterbauer Helga, Tübingen: Stauffenburg 2003, S. 137–150, hier S. 147.

Fremdsprache als auch die eigene Sprache, zu einer Art „Rätselsprache“ wird.¹⁰ Gemäß der Tübinger Poetik-Vorlesung sei in Bezug auf die Fremdsprache „jeder Buchstabe des Alphabets ein Rätsel“ und „je länger sie einen Buchstabe anblicke“, erscheine dieser desto „rätselhafter und lebendiger“.¹¹ Das Rätsel wird demzufolge zu einem zentralen Moment der tawadischen Poetologie erhoben, die über eingehende Sprachreflexionen das rätselhafte in der „alltäglichen Welt der kleinen Dinge“¹² zu erkunden sucht, um dadurch festgefahrene kulturelle Konventionen aufzulösen und das eigene Schreiben als „Magie des Übersetzens“¹³ zu begreifen.

1.2 Reflexionen auf kulturdifferenter Ebene

Tawadas sprachtheoretische Reflexionen bestehen aber nicht ausschließlich in der Dekonstruktion von Sinneinheiten. Sie plädiert explizit für kulturelle Pluralität und Bilingualismus. Als die Ich-Erzählerin ein tibetisches Gebet hört, lernt sie allmählich mehrere Obertöne zu hören, da ein tibetanischer Mönch bis zu sechs verschiedene Töne gleichzeitig singen kann. Sie stellt fest, dass dies aber nicht nur in der Musik, sondern auch in der gesprochenen Sprache passe. Deshalb fragt sie sich: „Warum hören wir nicht im Alltag mehrere Stimmen in einer Stimme, wenn sie vorhanden sind?“ (T, S. 111). Mit anderen Worten erhält Sprache eine sinnliche Qualität, da nicht nur auf ihre konnotative Ebene aufmerksam gemacht wird, sondern auch auf die Materialität der Stimme, die als Signifikant von Lautbildern in mehreren Signifikantenketten gesplittet wird. Daher sei es bedauerlich, dass das ‚Hören‘ eine wichtige aber im aktuellen Sprachgebrauch eingeschränkte sinnliche Komponente des Wahrnehmungsprozesses sei. In diesem Zusammenhang heißt es weiter: „Im allgemeinen wird es aber negativ bewertet, wenn jemand doppelzünftig ist. Traumtiere mit gespaltenen Zungen.“ (T, S. 111f.). Bilingualismus wird ebenso an dieser Stelle anhand der Materialität der Zunge („doppelzünftig“) gebilligt.

In *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* wird die Präferenz für den Bilingualismus wieder aufgegriffen und die Mehrsprachigkeit honoriert. Waren es im *Talisman*

10 Vgl. Julia Boog: *Hinüberdunkeln - Spurensuche - Poetik von Celan zu Tawada*. In: *Die Dialektik des Geheimnisses*. Hrsg. Grażyna Kwiecińska, Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag 2013, S. 188.

11 Ebd., S. 189.

12 Vgl. Blioumi, Aglaia: *Interkulturalität als Dynamik. Ein Beitrag zur deutsch-griechischen Migrationsliteratur seit den siebziger Jahren*. Tübingen: Stauffenburg Verlag 2001.

13 Vgl. Boog: *Hinüberdunkeln* (wie Anm. 10), S. 190.

Traumtiere, fungiert nun als Metapher der Drache des Ishtar-Tors. „Ich besuchte ihn jedes Mal, wenn ich in Berlin war. Er hatte die Augen eines Fisches und den Leib einer Katze. [...] Seine Zunge war dreifach gespalten, er war also mehrsprachig.“ (SP, S. 15). Explizit wird infolgedessen dem Signifikant, der Materialität der Zunge, das Signifikat der Mehrsprachigkeit zugewiesen. Die Tatsache, dass sich der Drache in Berlin befindet, weist auf die Zirkulation kultureller Zeichen hin und billigt einen Kulturbegriff, dem der ständige Wandel und die permanente Fluktuation inhärent sind. Die Zirkulation von sprachlich-kulturellen Elementen macht signifikatorische Grenzen durchlässig und verhindert die Idee der „Nationalkultur“, die das wesentlich Nationale definiert und Transferprozesse zu verhindern versucht.¹⁴ Die Insistenz Tawadas auf der Mehrsprachigkeit verdeutlicht, dass ein dynamischer Kulturbegriff¹⁵ eine wichtige Konstante ihrer poetologischen Reflexionen ausmacht.

Darüber hinaus sei hier am Rande erwähnt, was stilistisch durch den Vergleich obiger Textstellen auffällt, dass im jüngsten Text der poetische Aspekt zugunsten des funktionalen Aspekts zurückgeht. Es ist nicht mehr die fiktive Ethnologin, die ihre Befremdung gegenüber fremden Kulturelementen äußert, sondern die Ich-Erzählerin als markierte Narratorin, die explizite metasprachliche Erklärungen liefert, wie dies hier an der Konjunktion „also“ augenscheinlich wird. Dieses Beispiel steht exemplarisch für die generelle Schreibhaltung in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*, da der ästhetische Reiz, wie noch gezeigt wird, durch die interkulturell gekennzeichnete metasprachliche Funktion versucht wird. Durch das Signifikat „er war also mehrsprachig“, übersetzt die fremdkulturelle Ich-Erzählerin für das deutschsprachige Publikum den symbolischen Gehalt eines fremden Kulturelements und performiert ihre Literatur als Dritten, imaginären Ort, „in dem kulturelle Differenzen übersetzt und verhandelt werden“¹⁶.

In beiden Essaybänden werden Kulturdifferenzen nicht nur übersetzt, sondern ebenfalls subversiv unterlaufen, um schließlich über die Zirkulation kultureller Elemente zum Kulturwandel bzw. zur Literarisierung des Kulturwandels beizutragen. Bezeichnend ist folgender Ausschnitt aus *Talisman*:

14 Vgl. Suppanz: *Transfer, Zirkulation, Blockierung* (wie Anm. 6), S. 29f.

15 Vgl. Aglaia Blioumi: *Interkulturalität als Dynamik. Ein Beitrag zur deutsch-griechischen Migrationsliteratur seit den siebziger Jahren*. Tübingen: Stauffenburg Verlag 2001, S. 96.

16 Vgl. Helga Mitterbauer: „Acting in the Third Space“. *Vermittlung im Spannungsfeld kulturwissenschaftlicher Theorien*. In: *Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kultureller Transfers*. Hrsg. v. Celestini Federico u. Mitterbauer Helga, Tübingen: Stauffenburg 2003, S. 53–66, hier S. 54.

Als ich noch in Japan lebte, habe ich auch nie darüber nachgedacht, dass zum Beispiel Bachs Musik eine ‚ausländische‘ Musik sein soll. So war es ein Schock für mich, als ich in Hamburg nach einem Bach-Konzert von einer deutschen Dame die Frage gestellt bekam: ‚Wie finden Sie unsere Musik?‘ Soll Bach dieser Frau gehören und nicht mir, nur weil er in den Städten lebte, die heute der Bundesrepublik gehören? Ich war entsetzt. [...] Ich habe eine CD, die mich immer an Tokyo erinnert. Da rezitieren 1 000 buddhistische Mönche gemeinsam ein Gebet, und in demselben Raum spielt gleichzeitig eine Jazz-Band. (T, S. 117)

Dasselbe Beispiel wird erneut in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* aufgenommen:

„Wie finden Sie unsere Musik?“ Eine ältere Frau im grauen Mantel stand neben mir und lächelte mich an. Wieso ihre Musik? Ich war entsetzt. Sie nannte meinen Bach einfach ihre Musik, nur weil sie wahrscheinlich in Sachsen geboren war. (SP, S. 20)

Diese Passagen zeigen eindringlich die Aversion der Ich-Erzählerin gegenüber monokulturellen Wahrnehmungsmustern. Im Zuge einer explikativen Rhetorik gibt sie ein Beispiel für alltägliche Leitkultur-Gedanken und bietet unmittelbar ein Gegenbeispiel an. Wie Andreas Krauß formuliert, konzentriert sie sich „auf die alltägliche Welt der kleinen Dinge [...]“¹⁷. Dadurch führt sie m.E. dem deutschen Leser vor, wie Marginalisierungsprozesse durch festgefahrene Einstellungen in Gang gesetzt werden. Es ist charakteristisch, dass die Ich-Erzählerin nicht auf Universalisierungstheorien besteht, sondern darüber hinaus die ethnic-Mischung verschiedener Diskurse (buddhistische Mönche und Jazz-Band) honoriert.¹⁸ Ähnlich problematisiert sie wiederkehrende Fragen, die sie in die Außenseiterposition drängen, wie z.B. „Stimmt es, dass die Japaner...“, oder „Ist es in Japan so, dass...“ (T, S. 41). Darauf konstatiert sie: „Jeder Versuch, den Unterschied zwischen zwei Kulturen zu beschreiben, misslang mir: Der Unterschied wurde direkt auf meine Haut aufgetragen wie eine fremde Schrift, die ich zwar spüren, aber nicht lesen konnte.“ (T, S. 41). Es ist offensichtlich, dass sie Kulturdifferenzen im Zuge einer nationalen Wahrnehmung als obsolet erklärt, da sie im Voraus kulturelle Unterschiede voraussetzen und nicht dem gegenseitigen Verstehen dienen. Differenztheorien sind oberflächlich, werden direkt auf die Haut aufgetragen, da durch einen nationalen Trichter (Japanisch-Deutsch) die eigene Persönlichkeit ausgeblendet wird. Nationale Identität bestehe letztlich

17 Krauß: *Talisman* (wie Anm. 5), S. 64.

18 Zusätzliche Interpretationen zum veränderten Stil dieses Abschnitts siehe: Μπλιούμη (wie Anm.7), S. 187.

in der Blockierung der Zirkulation kultureller Elemente,¹⁹ im Ausschluss von Bedeutungskomplexen, die sich nicht dem nationalen Paradigma fügen.

Semiotisch gesprochen, wendet sie sich entschieden gegen die Vorstellung der Invarianz kultureller Codes, und bedient sich im Sinne Bronfens der Metapher des „verknöteten Subjekts“, das aus der Vermischung verschiedener kultureller Kontexte entsteht und folglich etwaige Sinngewebungen gleichzeitig miteinander zu verknüpfen vermag.²⁰ Um es semiotisch zu formulieren, billigt Tawada das partielle Ersetzen kultureller Codes der Majorität durch stetige Integration von außen kommender Zeichenkombinationsschemata, was schließlich zum Kulturwandel führt.

1.3 Reflexionen auf der Ebene der Übersetzung

Ein anderer Eckpfeiler des poetologischen Gebäudes Tawadas ist die Übersetzungsthematik, da Übersetzen als leitendes literarisches Prinzip in ihrem Schreiben fungiert. In *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* wird viel intensiver als im *Talisman* auf dieses Prinzip eingegangen.

Wenn man einen schweren Satz übersetzen will, setzt man den Satz mit dem Boot über. Dann entsteht ein Fluss zwischen den Sprachen.

Ich breche die Grammatik durch, den Stab der Sprachpolizisten. Ich durchbreche die Schlachtlinie und finde dort meine Feinde. Wie sehen sie aber aus? Ich muss sie erst erfinden. *Ich finde sie er. Ich verstehe sie nicht.* Ich stehe sie nicht ver. Ich spreche sie nicht an. *Ich anspreche sie.* (kursiv in SP, S. 28)

Augenscheinlich hält die Ich-Erzählerin dem Stab des Sprachpolizisten (Regelgrammatik) ihre eigene antiautoritäre Sprachtheorie entgegen, die am konventionellen Sprachkode, an den Äquivalenzen zwischen Signifikant und grammatikalischem Kontext rüttelt. Das Zusammenwürfeln und Destruieren von trennbaren und untrennbaren Verben leistet an dieser Stelle zunächst Aufklärungsarbeit, die besagt, dass in veränderten Kontexten vieles auch anders gesehen werden könnte. Dabei führt Übersetzen als Tätigkeit zu einer verschärften Sprachwahrnehmung, zumal

19 Vgl. Werner Suppanz: *Die Konstruktion „österreichischer Kultur“ als Resultante von Zirkulation und Blockierung.* In: *Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kultureller Transfers.* Hrsg. v. Celestini Federico u. Mitterbauer Helga, Tübingen: Stauffenburg 2003, S. 229–251, hier S. 248.

20 Vgl. Elisabeth Bronfen, Benjamin Marius u. Therese Steffen: *Hybride Kulturen. Einleitung zur angloamerikanischen Multikulturalismusdebatte.* In: *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte.* Hrsg. v. Elisabeth Bronfen, Benjamin Marius u. Therese Steffen, Tübingen: Stauffenburg 1997, S. 1–29.

das Fluide zwischen den Sprachen, an die „Bewegung“ in postkolonialem Sinn erinnert. Übersetzen führt zu einer morphologischen Analyse, die wiederum die interne Differenz der Äußerung aufzeigt, zumal zwischen einem Subjekt der Äußerung (de l'énonciation) und einem geäußerten Subjekt (de l'énoncé) unterschieden werden kann.²¹ Diese Spaltung destruiere folglich festgefahrene Logiken und eliminiere Autoritäten, die auf dem kulturellen Wissen basieren.²² Unverkennbar kann obige Feststellung auch auf das sprachliche Wissen, das letztlich auch immer kulturell gekennzeichnet ist, übertragen werden.

Das Funktionieren der sprachlichen Autorität, in der Intention diese zu dekonstruieren, wird an anderen Stellen „buchstäblich“ literarisiert:

Die Grenzpolizei teilt die Partikel in drei Gruppen auf: illegale Einwanderer, Minderjährige und Lautpoesie.

Die Lautpoesie kann sehr laut werden, dennoch bleibt sie für viele Ohren nicht hörbar. [...]

Eine Laute ist kein lautes Instrument. Ein schwarzer Tee ist oft rot, während ein grüner Tee braun ist. [...]

Der Gegensatz zu groß ist klein. Weil es Großstädte gibt, kann man sicher sein, dass eine Kleinstadt wirklich klein ist. (SP, S. 31)

Tawada thematisiert durch obige Sprachreflexionen, die mit jüngsten Entwicklungen der Semiotik (zufälligerweise?) zusammenfallen, die analytische Trennung von Sprache und Kontext. Grammatik als Sprachpolizei konstruiert unwillkürlich eine kontextunabhängige „Ontologie der Dinge“²³. Tawadas anti-autoritäre Theorie steuert gerade dem Regelzwang entgegen, zumal sie durch den Verweis auf die eigentlichen Bedeutungskontexte der Signifikanten die Vorstellung von einer substantiell, „eingeschriebenen Sprachstruktur“²⁴ negiert. Demzufolge bestätigt sich auch an diesem Beispiel Sigrid Weigels Auffassung, dass Tawada durch ihr Schreiben einen Wahrnehmungsmodus zum Ausdruck bringt, der in der europäischen Zeichenwelt das darin verborgene Mimetische wiederentdeckt.²⁵ Der vorgeführte Wahrnehmungsmodus bezieht sich hier auf

21 Vgl. Homi K. Bhabha: *Die Verortung der Kultur.* Tübingen: Stauffenburg 2000, S. 341.

22 Ebd., S. 55.

23 Vgl. Nicole M. Wilk: *Semiotic landscapes – Zeichenhandeln im öffentlichen Raum.* In: *Sign Culture. Zeichen Kultur.* Hrsg. v. Ernest W.B. Lüttich-Hess, Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 369–380, hier S. 372.

24 Ebd.

25 Vgl. Sigrid Weigel: *Laudatio auf Yoko Tawada.* In: „Bayerische Akademie der schönen Künste. Jahrbuch“ 10/1996, S. 373–377, hier S. 375.

das Funktionieren der deutschen Regelgrammatik und antwortet, wie ähnlich in anderen Texten, mit einer ironischen Rekomposition in der poetischen Fremdwelt.²⁶ Der Tawadistische Ironiegebrauch im Zuge ihrer Essayistik destruiert das für literarische Verfremdungen unabdingbare „Denotations-Verbot“²⁷, zumal normalerweise das negierte komplexe Novum der Ironie nur dem Kontext entnehmbar ist. Tawadas Ironiegebrauch unterschlägt das komplexe Novum und expliziert dagegen den Kontext (z.B. „Weil es Großstädte gibt“), da die Sensibilisierung des Publikums auf verborgte Sprachfunktionen bzw. Wahrnehmungsmuster intendiert wird und sie somit eine eigene, ‚tawadistische‘ Schreibweise geltend macht.

In Bezug auf das Funktionieren von Übersetzungen, hält Tawada weiterhin an einer bereits im *Talisman* geäußerten Auffassung fest: „Die Übersetzung ist nicht Abbild des Originals, sondern in ihr bekommt eine Bedeutung des Originals einen neuen Körper [...]“ (T, S.113). Aufgrund also der Tatsache, dass Sprache symbolischer Kulturträger ist, fungiert die Übersetzung als Metamorphose und nicht als ‚Abbild‘ des Originals, wobei die Uneindeutigkeiten der Sinnpotentiale und Zeichen in Verbindung gesetzt werden. Ohne Zweifel klingen hier post-strukturalistische Ansätze jener Theorie der De-plazierungen (dis-placement) kultureller Elemente an, da diese im Dritten Raum der kulturellen Schnittmengen nicht auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückgeführt werden können.²⁸

Ähnlich heißt es in „Kleist auf Japanisch“ von *Sprachpolizei und Sprachpolyglotte*, dass wegen der Abwesenheit des japanischen Schriftzeichens „O“, das „O“ nur in der Übersetzung der „Marquise von O...“ beibehalten worden ist. Die Unübersetzbarkeit „macht meistens ein weiteres Gesicht des Originals sichtbar und somit bringt sie Gewinn, und zwar dort, wo sie etwas zu verlieren scheint.“ (SP, S. 16). Unübersetzbarkeit sei als Signifikant wie ein Vakuum, wie die Nichtexistenz der Null im Abakus, da es keinen Stein gibt, der Null bedeutet. „Ist Null aber weniger als Eins? Null schluckt die Frage, ob etwas weniger ist oder mehr.“ (SP, S. 23). Die Einladung des Lesers zur Sprachreflexion, die auf der

26 Vgl. Almut Todorow: ‚Das Streunen der gelebten Zeit‘: Emine Sevgi Özdamar, Herta Müller, Yoko Tawada. In: *Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne*. Hrsg.v Klaus Schenk, Almut Todorow u. Milan Tvrđik, Tübingen/ Basel: Franke 2004, S. 25–50, hier S. 45.

27 Wenn z.B. ein Arbeiter seinem Chef, der ihm die Entlassung mitteilte, entgegnet: „Ich bin Ihnen zutiefst dankbar“, dann zitiert der Arbeiter eine unerwartete Verfremdung und überlässt es dem Kontext, die Negation hinzuzufügen. Vgl. Jürgen Link: *Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe*. München: Fink 1979 S. 125.

28 Vgl. Bhabha: *Die Verortung* (wie Anm. 21), S. 151ff.

Textoberfläche durch die Abwesenheit des abschließenden Punktes signalisiert wird, verschwistert grenzüberschreitende, intellektuelle Reflexion mit kultureller Übersetzung, ja mehr noch, sie infiltriert die Reflexion mit dem kulturellen Paradigma, um symbolisch die Stärke des interkulturellen Vergleichs, des „verknöteten Subjekts“ zu exemplifizieren. „Wie viel Mühe gibt man sich, um eine Sprache kennenzulernen? Wie viel Mut braucht der Mensch, um eine Sprache zu verlassen?“ (SP, S. 26) Im zwischensprachlichen Bereich (Deutsch – Japanisch) entsteht über die Unübersetzbarkeit ein Ort der kulturellen Übersetzung, der neue, ungeahnte Sinnhorizonte eröffnet. Ebenso an dieser Stelle bestätigt sich Almut Todorows Auffassung, dass Tawadas „Position als Fremde außerhalb und zugleich innerhalb zweier Kulturen und Sozialitäten“²⁹ Quelle regelloser Überschreitungsprozesse ist.

Kulturelle Übersetzungen werden jedoch nicht nur auf der Bedeutungsebene, sondern auch auf der Denotationsebene erzeugt, nämlich als Differenz zwischen ideogramatischen Schriftzeichen und Alphabetschrift. Nach Schenk sei dahinter eine an „grammatologischen Thesen Derridas orientierte Entgrenzung des eurozentrischen Modells der Buchstabenschrift“³⁰ zu vermuten. Ohne Zweifel wird in *Sprachpolizei und Sprachpolyglotte* Schriftlichkeit stärker aufgewertet als in *Talisman*, so dass der erstere Essayband fast wie ein Experiment gegenüber früheren Äußerungen der Autorin betrachtet werden kann: „Die Buchstaben kann man nicht übersetzen. Es ist eigentlich nicht der Text, den man nie übersetzen kann, sondern die Schrift.“³¹

Exemplarisch dafür ist ihre übersetzende Namenserörterung, wobei auf der Oberflächenstruktur die Materialität der Zeichen bzw. die Gegenüberstellung des Ideogramms und der in lateinischer Schrift geschriebene Eigenname ins Auge springt: „Wenn ich meinen Vornamen³², ‚Yoko‘ mit Alphabet schreibe, geht die Bedeutung des Namens verloren. Dafür bekomme ich aber zweimal den Buchstaben „o“ und habe somit eine Gemeinsamkeit mit Gogol.“ (SP, S. 100).

Ähnlich wie für kulturelle Übersetzungen sprachlich-kulturelle Grenzüberschreitungen einen Gewinn auf der Signifikatsebene darstellen, ist dieser ebenso

29 Todorow: ‚Das Streunen der gelebten Zeit‘ (wie Anm. 26), S. 46.

30 Klaus Schenk: *Essayistik der Migration. Essayistisches Schreiben als kulturelle Übersetzung bei Libuše Monika und Yoko Tawada*. In: *Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne*. Hrsg.v Klaus Schenk, Almut Todorow u. Milan Tvrđik, Tübingen/ Basel: Franke 2004, S. 97–114, hier S. 113.

31 Yoko Tawada: *Verwandlungen. Tübinger Poetik-Vorlesungen*. Tübingen: konkursbuch 1998, S. 35.

32 Im Original steht an dieser Stelle ein japanisches Ideogramm.

auf der Signifikantenebene zu konstatieren. Im wahrsten Sinne wird demzufolge Hybridisierungen³³ nicht eine Absage erteilt, sondern sie werden im Gegenteil als willkommene Transformationen begrüßt, die zur Bedeutungsvielfalt beitragen. Übersetzung bedeutet als Sprachtheorie nichts anderes als „Bewegung“, die nicht nur „einen Fluss zwischen den Sprachen“ entstehen lässt, sondern das Fluide ebenfalls im Eigenen begünstigt und eine kulturell hybride Identität zur Folge hat. Der ästhetische Reiz ist dabei nicht nur auf der Inhaltsebene zu suchen, sondern entfaltet sich insbesondere als poetische Rekurrenz auf der Ausdrucksebene, da durch den Verweis auf den Namen „Gogol“, eine gewisse Rekurrenz des Lautbilds „o“ behauptet werden kann, die an die Visuelle Poesie erinnert. Dass allerdings bei Tawada Visuelle Poesie einen hohen Stellenwert einnimmt, kann auch an der gleichnamigen Erzählung des Essaybandes *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* abgelesen werden, die Ernst Jandl gewidmet ist.

2. Übersetzungen als Kulturvermittlung

Man könnte die Präferenz Tawadas für ihren alphabetischen Eigennamen auch als japanische Transformation der „doppelten Abwesenheit“ interpretieren, sie sei nämlich heimisch weder in der einen noch in der anderen „Heimat“. Das Hin- und Herpendeln zwischen zwei Sprachen und Kulturen könnte jedoch vielmehr als hybrider Wissensreichtum aufgefasst werden, den Tawada produktiv im Sinne der literarischen Kulturvermittlung nutzt. Erkenntnisse aus den Postkolonial Studies und der Netzwerkanalyse haben aufgezeigt, dass Vermittlung genuiner Bestandteil eines stetigen Transformationsprozesses ist, der sowohl die beteiligten Kulturen als auch die Vermittlerinstanz selbst umwandelt. Kulturvermittler sind zwar an die Regeln und die Ordnungen der Systeme gebunden, geben jedoch den Anstoß ihr Umfeld zu verändern.³⁴

Durch die Metaphorik der Übersetzung des Eigennamens verortet sich Tawada selbst da an kulturellen Verknotungspunkten, wo sie multiple Sichtweisen aufzeigen kann und infolge dessen zum diskursiven Austausch zwischen den Kulturen beiträgt. Der angesprochene Austausch übersteigt überkommene Vorstellungen von der Vielfalt der Kulturen, denn durch ihre literarische Übersetzungsarbeit exemplifiziert sie, dass sie zwar Differenzen gelten lässt, deren Grenzen aber entschieden durch den Einsatz von Mehrfachkodierungen geschmälert

33 Semiotisch gesprochen bestehe Hybridisierung in der Übernahme sowohl neuer Zeichen als auch in der Veränderung des Sinns von bereits vorhandenen kulturellen Elementen. Vgl. Suppanz, Transfer, Zirkulation, Blockierung (wie Anm. 6), S. 23.

34 Vgl. Mitterbauer: „Acting in the Third Space“ (wie Anm. 16), S. 63.

werden. Übersetzung als Vermittlung führe zu kontextabhängigen Konstruktionen neuer Signifikate, indem die Protagonistin selbst als „verknotet“ funktioniert.

Der Essay als literarische Gattung scheint für Kulturvermittlung geradezu prädestiniert zu sein, da referentielle und metasprachliche Funktionen mit Poetizität vereint werden, auch wenn *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* weniger fiktional erscheint als *Talisman*, zumal es im späteren Essayband keine inszenierte, naive Protagonistin gibt, sondern die Autorin sogar mit dem Eigennamen ins Geschehen involviert ist.

Man könnte demzufolge behaupten, dass ihr späterer Essay, in dem sie intendierte Kulturvermittlung betreibt, zwar geringere Fiktionalität, aber dafür einen hohen Poetizitätsgrad aufweist. Poetizität ergibt sich m. E. als „interkulturelle Poetizität“ durch die diversen Übersetzungen, sowohl auf der Signifikanten- als auch auf der Signifikatenebene. Literarisierte Übersetzungen basieren darauf, dass paradigmatische Alternativen, die im dritten imaginierten Ort kultureller Überlappungen entstehen, im Gewand der syntagmatischen Kombinationen eine eigene Schreibhaltung hervorrufen. Besonderes Merkmal Tawadas literarischen Schreibens ist ohne Zweifel das schöpferische Potential der kulturellen Übersetzungen, die der Autorin die Möglichkeit gewähren, Sinnstiftungen flexibel, aus mehreren Blickwinkeln zu beleuchten.